

Wir kennen uns aus

Die seit sechs Wochen in Berlin erscheinende russischsprachige Wochenzeitung „Kommersant Weekly“ will kein Emigrantenblatt sein

Low Weisman hatte daheim in Riga lange genug als Redakteur bei einer großen lettischen Tageszeitung gearbeitet, um zu wissen, daß es nicht leicht sein würde, ein neues russischsprachiges Produkt auf dem hart umkämpften Berliner Zeitungsmarkt zu etablieren. Aber daß es, trotz der großzügigen Rahmenbedingungen, die „Moskau“ ihm stellte, so schwierig sein und vor allem, daß seine Arbeit so wenig mit Journalismus zu tun haben würde – das hat der fünfundsiebenzig Jahre alte Emigrant zum Glück nicht geahnt, als er im Januar seinen Vertrag mit dem „Kommersant Publishing House“ unterschrieb. Darin gibt es keine Klausel, die den verantwortlichen Redakteur der neuen, wöchentlich erscheinenden Deutschlandausgabe der renommierten russischen Tageszeitung „Kommersant daily“ verpflichten würde, seinen Sonntagabend in der Druckerei neben den Maschinen zu verbringen, um die Qualität der Druckplatten zu überprüfen. Oder ihn zwingen könnte, montags nervös von Kiosk zu Kiosk zu laufen, um nachzuschauen, ob der Vertrieb auch funktioniert. Aber ohne Kontrolle funktioniert beim „Kommersant Weekly“ derzeit leider noch überhaupt nichts. Obwohl er die Vertriebswege von Springer und „Russkij Berlin“ in Anspruch nimmt, um möglichst breitflächig vertreten zu sein, lag der „Kommersant Weekly“ in den ersten Wochen nicht einmal an den Bahnhöfen aus. Andere Verkaufsstellen hatten die neue Wochenzeitung so ungünstig platziert, daß kein Mensch sie gefunden hat.

Um manch eine Ausgabe sei das nicht einmal schade gewesen, sagt Weisman. Er wirkt nicht betrübt. Zärtlich streichelt der riesige Mann mit seinen großen Händen über die ersten sechs Nummern seiner Zeitung, die er wie einen Fächer vor seinem gewaltigen Bauch auf dem Schreibtisch drapiert hat. Ohne Verspätung, ohne Ausfälle sind sie erschienen. Das ist im Vergleich zu den unregelmäßigen Erscheinungsmodalitäten vieler in Deutschland herausgegebener russischsprachiger Blätter schon eine Leistung.

Aber leider ist keine der sechs Nummern wirklich perfekt. Entweder die Fotos kommen nicht gut heraus, die Schlagzeilen sind verwachsen oder ganze Seiten grau in grau getaucht. Am schlimmsten sind die Fehler. Fehler, wie sie vorkommen, wenn den Autoren die deutsche Ge-

sellschaft und ihr politisches System fremd sind und sie die Sprache nicht gut oder nicht gut genug können, um Nachrichten genau einordnen zu können. Fehler, die man einer Zeitung, die eben kein Emigrantenblatt sein will, sondern ein höchst professionell gemachtes Best-of für den deutschsprachigen Raum, nicht so schnell verzeiht.

Als Weisman Mitte Mai in seiner eigenen Zeitung lesen mußte, die deutschen Sozialdemokraten seien die „SDPD“ und Klaus Landowsky der Vorsitzende der Berliner CDU (und nicht deren Fraktionsvorsitzender), hat er zum ersten Mal die Nerven verloren, zum Telefon gegriffen und „Moskau“ ordentlich zusammengeschrien. Weisman ist in der dummen Situa-



4. Juni 2001: „Bürgermeister Eberhard Diepgen trieb die deutsche Hauptstadt in den Ruin.“

tion, als Projektleiter für die Deutschlandausgabe verantwortlich zu zeichnen, nicht aber letzte Hand an die Texte legen zu dürfen. Solange das Berliner Büro des „Kommersant Weekly“ nur aus ihm und einem Anzeigenkaufmann besteht, sorgt das Haupthaus in Moskau für die Redaktion der Texte. Die meisten Beiträge sind die Woche über in einem der vielen Produkte aus diesem Verlagshaus ohnehin schon einmal erschienen und entsprechend korrigiert und redigiert. Sie garantieren auch in der Deutschlandausgabe die Qualität, die der klingvolle Name „Kommersant“ verspricht.

1990 gegründet, ist die Zeitung ein typisches Glasnost-Projekt. Die vorrevolutionäre Schreibweise des Titels sollte den Le-

sern damals signalisieren, wo die Redaktion die Zukunft Rußlands sah: in der vorrevolutionären, kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Den Weg dahin wollte sie durch einen kompetenten Wissenschaftsjournalismus, kenntnisreiche Marktanalysen und ausführliche Börsennachrichten ebnen. Beliebte, vor allem bei westlichen Korrespondenten, wurde das Blatt wegen seiner klaren Sprache und der für postsowjetische Verhältnisse ungewöhnlich scharfen Trennung von Nachricht und Meinung. „Newsweek“ sprach von einer „Mischung aus Wall Street Journal und New York Times“.

Nach der Rubel-Krise 1998 aber war es um die Unabhängigkeit des Verlagshauses, das mit seinen verschiedenen Zei-

meintlicher Verstöße gegen die Brandstutzordnung schließen.

Das war, bevor Putin an die Macht kam. Heute sitzt Gussinskij im spanischen Exil. Beresowskij regelt seine Geschäfte von Südfrankreich aus. „Wir sind eine unabhängige Zeitung und gehören niemandem“, sagt Weisman. Daß dieser Niemand aller Wahrscheinlichkeit nach immer noch Beresowskij ist, weiß er entweder wirklich nicht, oder er will es nicht wissen. Zu lange ging diesem im Westen der Ruf eines skrupellosen und machtbesessenen Königs-machers voraus, der von einem russischen Pinochet träumte. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß der neue russische Pinochet keine mächtigen Medienmagnaten neben sich duldet, warf er letzten Sommer

tungen und Zeitschriften inzwischen wieder auf eine wöchentliche Auflage von 1,5 Millionen Exemplaren kommt, nicht mehr gut bestellt. Nachdem Boris Beresowskij im Sommer 1999 über eine vollkommen unbekannte Fondsgesellschaft mit Sitz auf den Jungferninseln hundert Prozent des „Kommersant Publishing House“ übernommen hatte, wurde auch der bis dahin wegen seiner Unparteilichkeit gerühmte „Kommersant daily“ zur Waffe im Präsidentschaftswahlkampf. Kurz nach dem Verkauf ließ der Moskauer Bürgermeister Luschkow – er wurde zu dieser Zeit noch von Beresowskij's Kontrahenten Gussinskij und seiner Media Most als Präsidentschaftskandidat protegiert – das Verlagshaus wegen ver-

den Handschuh. Er war es dann, der nach Ostern die aus politischen Gründen aus dem Fernsehsender NTW entlassenen Journalisten mit offenen Armen in seinem Unternehmen aufnahm. „Ich glaube, daß Rußland wirklich in der Lage ist, ein liberales Land zu werden“, sagte er unlängst im Interview mit „Kommersant Weekly“. Putins Vorstellungen von einem halb autoritären, halb liberalen Staat seien verhängnisvoll, so schreiben sowohl der Moskauer als auch der Berliner „Kommersant“ in ihren redaktionellen Beiträgen.

Rußland und die GUS sind bisher die wichtigsten Themen der Deutschlandausgabe. Umweltkatastrophen, der schwelende Krieg in Tschetschenien, russischer Rechtsradikalismus und der neue Lenin-

Kult der Kommunisten werden in großen Reportagen gewürdigt. Von Deutschland ist meist nur dann die Rede, wenn der Bundeskanzler in Moskau auf Staatsbesuch war oder die Beutekunstverhandlungen in eine neue Runde gehen. Auch große Themen wie die Krawalle am 1. Mai, der Streik der Lufthansa-Piloten und die Einweihung des neuen Kanzleramtes werden erwähnt. Alltag, Kultur und Gesellschaft aber kommen bislang überhaupt nicht vor. Das wird sich ändern, sagt Weisman. Und das muß sich ändern, wenn der „Kommersant“ sich neben den vielen anderen in Deutschland erscheinenden russischsprachigen Presseerzeugnissen als Qualitätszeitung etablieren will. Aber das ist erst der zweite Schritt. Dazu braucht es Autoren, die hier leben und sich auskennen, eine eigene Redaktion.

Ein Serviceblatt mit höchst emotionaler Leserbindung, wie die meisten Emigrantenzeitungen es sind, soll dabei aber nicht herauskommen. Weisman wünscht sich Leser, die nicht nur ein „hohes intellektuelles Niveau“ haben, sondern auch so viel Geld, daß sie den Lokalteil ihrer Zeitung nicht nach Sonderangeboten absuchen müssen. Er weiß, daß das ein bißchen arrogant klingt, zumal er bei „Russkij Berlin“, einer Zeitung, die Service ganz groß schreibt, fürs erste ein Büro untermietet. Aber sein journalistischer Auftrag ist nun einmal ein anderer. Der „Kommersant“ will mit diesem Blatt die international tätigen russischen Geschäftsleute und deutsche Unternehmer, die in Rußland investieren und des Russischen mächtig sind, ansprechen. „Wir kennen uns aus“, soll der Slogan der ersten großen Werbekampagne sein. Das Ziel ist hoch gesteckt, wahrscheinlich zu hoch für den Anfang. Aber Weisman und sein „Kommersant Weekly“ haben Zeit, und – was vielleicht noch wichtiger ist – sie haben Geld. Natürlich soll Weisman die Startauflage von 10 000 Exemplaren langsam steigern, muß er potente Anzeigenkunden werben und einen Abonenntenstamm aufbauen. Aber für die nächsten Monate darf er rote Zahlen schreiben. Allein deshalb hat der „Kommersant“ einen gewaltigen Startvorteil gegenüber allen anderen am deutschen Markt vertretenen russischsprachigen Zeitungen. STEFANIE FLAMM

Finanzpolitisches Exempel

Die Topographie wehrt sich

Der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, Peter Steinbach, wurde gestern zum neuen Vorsitzenden des Internationalen Beirats der Stiftung „Topographie des Terrors“ gewählt. Als Vorsitzender des Beirats ist er sowohl für die inhaltliche Arbeit der Stiftung als auch für die aktuelle politische Entwicklung zuständig, da er mit der Ernennung zum Vorsitzenden stimmberechtigtes Mitglied des Stiftungsrates ist, der weisungsbefugt ist. Der 53 Jahre alte Professor für Geschichts- und Politikwissenschaften ist Experte auf dem Gebiet der NS-Forschung. Dies habe zu seiner Wahl geführt, sagte die Direktorin der Stiftung, Gabriele Camphausen. Außerdem habe Steinbach durch seine Arbeit bei der Gedenkstätte Deutscher Widerstand Erfahrung mit den Schwierigkeiten beim Aufbau eines Dokumentationszentrums. Steinbach, der vergangene Woche einen Ruf auf den Lehrstuhl für Neuere Geschichte an die Universität Karlsruhe erhielt und dort voraussichtlich vom kommenden Wintersemester an lehren wird, löst die verstorbene Amerikanerin Sybil Milton vom Washingtoner Holocaust-Museum ab.

„Es ist unerträglich, daß der Senat das Bauvorhaben zum vierten Mal verschoben will, um damit eine Finanzkrise zu lösen, die er selbst angerichtet hat“, so Steinbach. Seit zwei Jahren werde auf der Baustelle nicht mehr gearbeitet, es seien Stillstandskosten in Millionenhöhe aufgelaufen. Der Beirat, so Steinbach, warf in einer Protesterklärung Abgeordnetenhaus und Senat vor, ständig falsche Prioritäten zu setzen. „An der Stiftung Topographie des Terrors soll ein finanzpolitisches Exempel statuiert werden“, so der Beirat weiter. Eine Bauverschlebung schade dem internationalen Ansehen der Stadt Berlin und der Bundesrepublik. Im Jahr kämen 220 000 Besucher in die provisorische Ausstellung. Wie berichtet, hatte sich der Architekt Peter Zumthor damit einverstanden erklärt, mit den Baukosten von 76 Millionen Mark auszukommen. Der Bund hatte erklärt, die Hälfte davon zu übernehmen. „Die Baukosten für die Topographie belasten also den Berliner Haushalt viel weniger, als öffentliche Bekundungen unterstellen“, so Steinbach. soc/ike

Wo sich Mensch und Material verbinden

Museum des 20. Jahrhunderts: Die Firma „Globetrotter“

Wer in der Firma „Globetrotter“ die Black Box öffnet, den erwartet ein Bild komprimierter Geborgenheit: Im Inneren des für Taschenlampentests entwickelten Objekts leuchtet ein Stilleben auf, das für den Nachtblick von Zeltinsassen geschaffen ist. Da stehen ein Paar ramponierte Wanderstiefel neben einem verbeulten Metallkoffer, der die Geländekarten enthält, den Kompaß, die Signalraketen, die Reiseapotheke, das Geld, die Pässe. Darauf liegen drei rote Äpfel, Wegzehrung für Wanderer, die vor ihren Exkursionen in die Globetrotter-Warenwelt eine Erfrischung brauchen.

Mit seinen Filialen in Berlin, Hamburg, Dresden und Frankfurt am Main ist „Globetrotter“ zum größten deutschen Anbieter fürs Trekking- und Kletterzubehör geworden. Die Eröffnung des ersten Ladens im Jahre 1979 ist das Ergebnis praktisch gewordener Überlebenskunst. Die beiden Gründer haben sich mit den Strapazen, die sie im Exotischen ertrugen, als Männer erwiesen, deren Durchsetzungsfähigkeiten die besten Voraussetzungen für ein erfolgreiches Geschäftsleben geben.

In Gefangenschaft

Der eine ist durch die Dschungel von Panama und Kolumbien marschiert und hat, nach der Durchquerung der heißesten Wüste der Welt, eine siebenwöchige Gefangenschaft bei eritreischen Rebellen hinter sich. Der andere wanderte auf den Spuren Fridtjof Nansens mit Skiern übers Inlandeis, hat mit dem Segelboot den Atlantik überquert und ist mit dem Fahrrad auf dem Karakorum Highway in Pakistan bis zur chinesischen Grenze geradelt.

In den Buchregalen des „Globetrotter“ tauchen die Namen und Porträts ähnlich geprüfter Männer auf: die Klassiker Luis

Trenker und Thor Heyerdahl, dazu Rüdiger Nehberg, Arved Fuchs und Reinhold Messner. Sie geben den Kunden das Gefühl, in der Obhut erfahrener Naturexperten zu sein. Mit ihren Kämpfen gegen die Tücken des Wetters, die Schwächen des Körpers und das Versagen des Materials haben die Hartgesottenen die Richtlinien aufgestellt, unter denen die Gegenstände im „Globetrotter“ betrachtet werden. Ob Kletterseile, Gurte, Karabiner oder Gamaschen, Socken, Sturmbrillen – ein jeder Gegenstand dort scheint für das Gelingen geplanter Exkursionen unverzichtbar.

Iglus, Kuppel- und Tunnelzelte

Das Basiccamp des „Globetrotter“ befindet sich im Keller. Tannengrün, sand- und olivfarbene Iglus, Kuppel- und Tunnelzelte sind hier um Garderobenständer gruppiert, auf denen, wie zum Trocknen, Neopren-Anzüge für Surfer und Segler hängen. Das, so könnte man angesichts der ringsum ausgestellten Paddel und Ruderboote meinen, ist ein Sommerlager, dessen Teilnehmer den Platz für eine Weile verlassen haben, um vielleicht einen Vortrag über Touren tapferer Bootsfahrer zu hören. Über Herbert Rittlinger beispielsweise, der mit seinem Kajak den oberen Nil erkundete, oder auch den uner müdlichen Josef Schächner, dem die Leidenschaft fürs Leben auf dem Wasser die Ehrennadel für 42 000 Paddelkilometer einbrachte.

Mensch und Material verbanden sich in diesen Fällen zu einer effizienten Einheit, die wagemutig Reisenden gern als Vorbild empfohlen wird. Etwa für die, die sich mit kleinem Gepäck aufmachen, ihren Selbstbehauptungswillen in der Fremde zu erproben. Und weil es bei solchen Reisen darum geht, leicht beladen mit eigener Kraft voranzukommen, gilt immer noch das Fahrrad als zünftigstes Vehikel.



Für 42 000 Paddelkilometer gibt es die Ehrennadel: Das Basiccamp des „Globetrotter“ im Keller bietet alles für ein Leben auf dem Wasser

Fotos Roger Drescher

In den Ton-Dia-Reisevorträgen, die hierzulande besonders in der kalten Jahreszeit für volle Säle sorgen, spielt das Fahrrad die Rolle des treuen Gefährten, der dem Individualabenteurer nicht selten den Wanderkameraden ersetzt. In Burma oder Patagonien, in Sri Lanka oder Neuseeland fungiert es wie der Rucksack oder der Wimpel auf dem just erklimmen Berggipfel als Beweismittel, das die Anwesenheit des Reisenden im fremden Land belegt. Daneben eignet es sich aber auch als vertrauter Blickfang in jenen Weltgegenden, in denen sich auch das allgegenwärtige Elend in Reservoir des Piktorens verwandelt.

Auf den Wandfotos des „Globetrotter“ sind die Fahrräder Denkmale eines velozipedschen Weltbilds: mein Fahrrad auf dem Roten Platz in Moskau; mein Fahrrad beobachtet Wäscherinnen am Ganges; mein Fahrrad, wie es sich mit einem einheimischen Fahrrad in Zentralafrika befreundet. In der Fremde werden die eigenen Dinge zu Heimatvertretern, die ihre Zuverlässigkeit von Tag zu Tag beweisen müssen: Petroleumlampen oder Klappbestecke, Eispickel oder jene Rucksäcke, deren Namen schon ahnen lassen, was den Reisenden da draußen wemöglich erwarten – die Unwirtlichkeit einer „Odyssee“, die Schrecken einer „Dark Zone“ oder schlicht das „Chaos“.

Die Kulissenbilder des Exotischen lokern im „Globetrotter“ die Marschformationen der Anoraks, Khakihosen und Wanderstiefel auf. Ob sie Skeptiker des Weltenbummelns von den Reizen dieses Umherschweifens überzeugen, ist zweifelhaft. Einer von ihnen, der Schriftsteller Bela Balasz, rechnet in seinem „Phantasia-Reiseführer“ die Globetrotter zu den stumpfen Menschen, „weil sie nicht die Vitalität aufbringen, über jede Stunde wie über ein neues Wunder zu staunen, und den äußeren Reiz brauchen, die Injektionen der Reiseindrücke, um nicht einzuschlafen“. So verspricht ein Bild tibetischer Mönche dem Besucher der Hemdenabteilung vielleicht Erkenntnisse über die Verwandtschaft von Wandern und Wandern, bei den Hosen mag die Ansicht eines chinesischen Marktes auf einen Um-schlagplatz der Markenartikelfälschung deuten, und vor einer Sahara-Impression werden Schalenstiefel mit Tourenbindung leicht zur Fata Morgana.

In diesem Gelände der mit dem Fremden aufgeladenen Gegenstände wird auch das Alltägliche exotisch. So, wie es der Katalog der Firma Tatonka demonstriert. Sondern Rucksäcke und Umhängetaschen sind nicht mit den üblichen Ferienbildern unterlegt; sie werden als Überlebensmittel im Großstadtdschungel Manhattans ge-

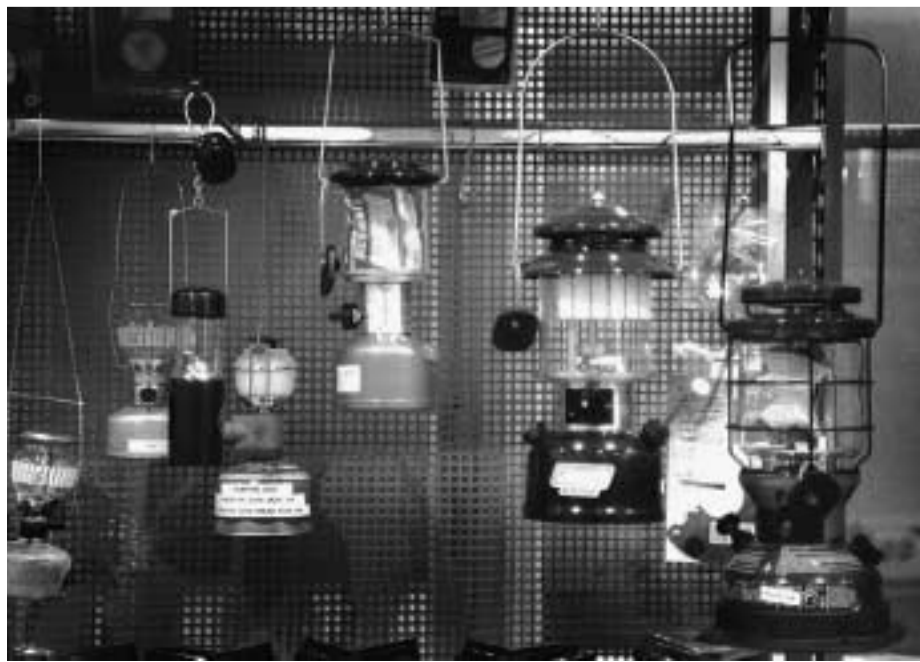
zeigt, als Utensilien im Autostau, bei der Liebe im Hotelzimmer, beim Straßenwandern, bei Geschäftskonferenzen und beim einsamen Blues in einer Absteige. Ein Gedicht im Stil der Beat-Poeten soll diesen Bildern zusätzlichen Rhythmus geben, es besingt das Tempo und das Straßenpflaster, den ewigen Kampf von Arm und Reich und das Kreuz, das jeder zu tragen habe. Am Schluß wird den Bedrückten und Beladenen Linderung versprochen: mit dem „einigen Prinzip“, das die Rucksäcke und Umhängetaschen dieses Herstellers darstellen.

Fetische der Ordnung

Solchermaßen aufgewertet, erscheinen sie nicht mehr wie bloße Transportbehälter. Sie sind zu Fetischen der Ordnung erhoben, die den Unbildern der Überlebenskämpfe trotzen sollen. Mit dieser Rangverleihung erinnern sie an jene Sakralisierung eines Gebrauchsgegenstands, die Tom Hanks als moderner Robinson in Robert Zemeckis „Cast Away“ vornimmt. In dem Film fungiert ein Handball als Ansprechpartner und Schutzpatron über das einsame Leben auf einer Pazifikinsel. Mühsam lernt der nach einem Flugzeugabsturz Gestrandete dort das Elementare: das Herstellen von Faustkeilen, das Feuer-

machen, Fischen und Speichern von Süßwasser. Seine Situation wird so geschildert, wie sie auch in den Handbüchern der Überlebens- und Überlebens-Techniken, die das „Globetrotter“ in großer Zahl bereithält, als Ausdruck authentischer Existenz beschworen wird. Bevor er sich nach vier Jahren mit einem Floß aufs Meer hinauswagt und, kurz vorm Verdursten, gerettet wird, zeigt der Film nochmals, was solche Solitude bewirken kann: Aus dem fleischigen Manager mit verwachsenen Gesichtszügen ist ein Mann mit asketischem Körper und schönem Gesicht geworden. Diese Transformation vom Zivilisationsgeschädigten zum edlen Wilden knüpft an all jene Phantasien, die die natürliche Natur zum Heiligtum erklären und die Bewegung in ihr als Läuterung preisen.

Auch wenn der ideale Wanderer zeitgemäß als Überlebens- und Trekking-spezialist auftritt, bleibt doch die Suche nach dem überwältigenden Naturerlebnis immer noch vom Glauben grundiert, daß wie Thoreau in seinem Traktat über das Wandern schreibt, „in der Wildheit die Rettungsreserve der Welt liegen“. Unbeirrt ziehen Adepten dieses Glaubens hinaus, was das erhoffte Heil zu empfangen. Geschäfte wie das „Globetrotter“ statten sie mit allem aus, was für solche Pilgerreisen notwendig ist. ANDREAS SELTZER



Die Leuchter der Überlebens-Techniker